

tierten“ (oder „pragmatischen Hedonisten“) mit 17,4 %, die „Allrounder“ (oder „versierten Avantgardisten“) mit 12 %, die „Deprivierten“ (oder „unauffälligen Einzelgänger“) mit 7,8 % und die „Gestalter“ (oder „kritischen Macher“) mit 3,1 % – über die gewählten und am Ende ergänzten Bezeichnungen lässt sich sicherlich streiten. Aber da inzwischen fast alle Mediennutzungsstudien, nicht nur im Jugendbereich, mit solchen Typisierungen aufwarten, wäre es im Sinne der Vergleichbarkeit hilfreich gewesen, ihren Aussagegehalt kritisch abzuwägen. Salopp formuliert: So viele Typen jugendlichen Verhaltens kann es eigentlich gar nicht geben, wie die Forschungen mittlerweile kreiert haben.

Als Schwerpunkte arbeitet die Studie die ausführlichen 40 Porträts von Jugendlichen und ihrem Umgang mit Medien im Rahmen der vorgenommenen Clusterung heraus, und zwar sowohl als einzelne Fallstudien wie auch als Clusterprofile, was oft zu Redundanzen führt. Erneut illustrieren diese Profile, wie unterschiedlich das Medienhandeln ausfällt, wie es aber auch in die jeweiligen Alltage und Lebenswelten funktional und selbstständig eingebunden und umgekehrt von den soziokulturellen Kontexten wie Fähigkeiten, dem „kulturellen Kapital“, konstituiert wird. Da kann diese Bielefelder Studie gewiss noch einige differenzierende und konkretisierende Facetten zu dem nun schon erheblichen Fundus an Einsichten und Materialien hinzufügen. Die nach wie vor offene Frage, wie sich Medienhandeln und -kompetenz im Laufe der jugendlichen Entwicklung und Sozialisation gerade bei unterschiedlichen soziokulturellen Bedingungen herausbildet, wo also welche Optionen und wo welche Defizite entstehen, kann die Bielefelder Studie als einmalige Querschnittserhebung leider auch nicht beantworten, obwohl ihre altersmäßig weit spannende Population von 12 bis 20 Jahren, in denen in der jugendlichen Entwicklung bekanntlich viel passiert, dazu nachgerade eine fundierte Antwort verlangt.

Hans-Dieter Kübler

Liesbet van Zoonen

Entertaining the citizen

When politics and popular culture converge
Lanham: Rowman & Littlefield Publishers,
2005. – 192 S.

ISBN 978-0742529076

Fingerschnippend wippt der deutsche Außenminister Frank-Walter Steinmeier gemeinsam mit seinem französischen Kollegen im Studio des deutsch-türkischen Sängers Muhabbet. Erfolgreich nutzt er das Mikrophon dieses Mal ein wenig anders als sonst, um erfolgreiche Integrationspolitik sichtbar zu machen. „Deutschland – warum verschließt Du Dich?“ rappen die beiden älteren Herren. Ein erfolgreiches Polit-Event, bei dem sie der Aufmerksamkeit der versammelten Medienvertreter sicher sind. Und ihrer spöttischen Ironie zugleich. „Ode an die Freunde“, titelt die Süddeutsche Zeitung am nächsten Tag.

Für Liesbet van Zoonen dürfte Steinmeiers Auftritt ein exemplarisches Ereignis darstellen für eine Öffentlichkeit, in der Politik und Populärkultur konvergiert. (Auch wenn er sich dabei ein wenig unbeholfener anstellt als Bill Clinton mehr als 15 Jahre zuvor.) Aber im Unterschied zu den Politikredakteuren der SZ sieht sie darin nicht allein eine Bedrohung und Beeinträchtigung demokratischer Öffentlichkeit. Sie interessiert sich für die Potenziale und Optionen für die Bürgerinnen und Bürger, die in der wechselseitigen Beeinflussung von Pop-Musik, Soap-Opera und dem Handeln von Politikern liegt. Weil diese Sichtweise in der deutschsprachigen Forschung äußerst rar ist, ist ihr Buch lesens- und diskutierenswert, auch für diejenigen, die nicht allen Annahmen zustimmen.

Van Zoonen analysiert die Konstituierung von *citizenship* durch Populärkultur. In Anlehnung an Thomas Marshall verweist sie dabei auf die Drei- (aktuell Vier-)Teilung von political, social, civic und aktuell ergänzend cultural citizenship. Sie beschränkt sich bei ihren Analysen jedoch auf die enge, originär politische Dimension von citizenship. Und ihre zentrale Ausgangsthese lautet, dass eben diese politische Staatsbürgerschaft maßgeblich durch populärkulturelle Ausdrucksformen geprägt und gestaltet wird.

Damit reichen ihre Überlegungen über die

Politainment-Analyse von Andreas Dörner, dem es primär um die Formen unterhaltsamer Politik und politischer Unterhaltung geht. Van Zoonen interessiert sich weniger für diese politikwissenschaftliche Dimension, sondern rückt in einer kulturwissenschaftlichen Betrachtung die Folgen für die Gesellschaft in den Mittelpunkt. Die Ziellinie bildet dabei fan democracy, bei der sie die Praktiken der Fankulturen nutzbar macht für die aktive Praxis von Staatsbürgerschaft. Diesen Aspekt hat van Zoonen bereits 2004 in einem Aufsatz für das *European Journal of Communication* veröffentlicht.

Ausgangspunkt ihrer überwiegend als Essay formulierten Überlegungen ist eine engagierte Auseinandersetzung mit der Video-Malaise-Theorie, die Fernsehkonsum und die fernsehgerechte Aufbereitung von Politik zur zentralen Ursache der schwächelnden Demokratie macht. Sie kritisiert die zugrunde liegenden essentialistischen Annahmen, die auf simplen Dualismen – Ratio versus Emotion, Unterhaltung versus Information – basieren. „The television malaise thesis thus functions as a marker of good citizenship, just as ‚good taste‘ functions as a marker of cultural capital“, argumentiert van Zoonen unter Rückgriff auf Bourdieu.

Sie justiert die feinen Unterschiede neu und macht sich auf die Suche nach dem kulturellen Kapital, das aus der Rezeption von Soap Opera und Popmusik für das Funktionieren von Demokratie erwächst. An zahlreichen Beispielen US-amerikanischer Medienangebote macht van Zoonen sichtbar, wie Politik im Format der Soap verhandelt wird, wie Politik Popmusik als Ausdrucksform absorbiert und zugleich jedoch darauf beharrt, allein im rationalen Diskurs sei der angemessene Umgang mit politischen Belangen zu finden. Celebrity politics beschreibt sie in ihren Folgen für politische Performanz. Dabei macht sie zentrale Differenzen zwischen Politikerinnen und ihren männlichen Kollegen aus. Van Zoonen beschreibt die diskursiven Praktiken der Fans populärer Medientexte als aktive, Bedeutung aushandelnde Rezeptionsmodi. Diese vergleicht sie mit den Partizipationspraktiken demokratischer Öffentlichkeit. Zur Dreiteilung von fans, cultists and enthusiasts sieht sie im politischen Diskurs die Entsprechung in Form von Wählern, Freiwilligen und Aktivisten. Gemeinsam sei beiden Gruppen die Aushandlung von Information, Diskussion und Aktivität.

Van Zoonen liefert keine systematisch empirischen Belege für ihre Argumente. Das mag man ihr vorwerfen, verfehlt jedoch den Kern des Buchs. Es ist primär als Lehrbuch für Studierende angelegt und bietet neben umfangreicher Literaturdiskussion vor allem Veranschaulichungen an konkreten Medienbeispielen. Hier stellt sich van Zoonen in die Tradition zahlreicher kulturwissenschaftlich argumentierender Medienwissenschaftler. Im letzten Kapitel will die Autorin allerdings mehr: Die Hauptthese – Populärkultur biete eine wesentliche Ressource für (post-)moderne Staatsbürgerschaft – will sie hier auch empirisch belegen: „the first issue is not what entertainment politics does to citizens, but what citizens do with entertainment politics.“ An dieser Stelle wäre etwas mehr systematischer Aufwand wünschenswert gewesen, um den explorativen Charakter zu erweitern. Van Zoonen analysiert in diesem Kapitel Postings auf der Plattform der Internet Movie Database IMDb sowie ausgewählten Diskussionsforen, die sich mit fiktionalen Politikformaten und -darstellungen befassen. Datenbasis und Kriterien der Dateninterpretation hätten hier präziser erläutert und damit nachvollziehbar gemacht werden sollen. So lässt sich der Kritik empirisch arbeitender Kommunikationswissenschaft der Wind aus den Segeln nehmen – und zugleich die Qualität der eigenen Argumentation steigern. Nur an der Oberfläche erscheint hier sozialwissenschaftlich basierte und kulturwissenschaftlich argumentierende Medienwissenschaft unversöhnlich. Offen muss jedoch bleiben, ob die prägnant formulierten Beobachtungen für das US-amerikanische Medien- (und teilweise Politik-)system auch auf Europa oder Deutschland übertragbar ist. Der Versuch, den Erfolg von *West Wing* im Kanzleramt zu wiederholen, ist jedenfalls gnadenlos gescheitert. Ob Frank Steinmeier die Vorlage für einen besseren Plot gibt?

Margreth Lünenborg

Thorsten Quandt / Jeffrey Wimmer / Jens Wolling (Hrsg.)

Die Computerspieler

Studien zur Nutzung von Computergames
Wiesbaden: VS Verlag, 2008. – 339 S.

ISBN 978-3-531-15085-7